

Der Schwanheimer Wald.

III. Die Pflanzenwelt.

Mit 20 Abbildungen

von

W. Kobelt.

Der Schwanheimer Wald ist ein Gemeindewald, dessen Ertrag für den Gemeindehaushalt von der allergrößten Bedeutung ist. Er wird deshalb so stark in Anspruch genommen, als es die gestrenge Forstbehörde erlaubt, und es wird an ihn nicht mehr an Kulturkosten angewandt, als unbedingt nötig ist, und auch das erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit. Reinkulturen, das Ideal des Forstmannes, in denen ein Baum neben dem anderen steht, alle von gleichem Alter und möglichst gleicher Stärke, natürlich jede Holzart für sich, findet man deshalb nur ausnahmsweise: eigentlich nur bei der Kiefer, die jetzt geschlossen den größten Teil der Kelsterbacher Terrasse bedeckt. Ich habe vor vierzig Jahren auch da noch mächtige Eichen und Buchen stehen sehen, und der prachtvolle Buchenhochwald südlich der Grenze auf Frankfurter Gebiet beweist, daß auch anspruchsvollere Holzarten auf dem Kiesboden gedeihen. In der neueren Zeit aber wird auch ein Abschnitt des wunderschönen Mischwaldes, der noch vor kurzem den Raum zwischen der Helle und den Waldwiesen bedeckte, nach dem anderen kahl abgetrieben und in regelmäßigen Reihen mit Eichen oder Buchen bepflanzt. Aber der weitaus größere Teil des Schwanheimer Waldes ist doch noch Mischwald, in dem nicht nur alle möglichen Laubhölzer, sondern auch Kiefern und Fichten bunt durcheinander stehen, und in dem man eine mehr oder minder rationelle sog. Plänterwirtschaft betreibt. Das heißt, man haut die



Fig. 1. Tausendjährige Erle; in ihrem Schatten der Verfasser.

stärksten Stämme heraus und pflanzt in die entstehenden Lücken entweder junge, besonders herangezogene Pflänzchen, oder man überläßt die Ausfüllung der Natur und den von der Luft herangetragenen Samen. Diese Art der Bewirtschaftung gilt im allgemeinen für eine rückständige und ist es ja auch. Aber es kommen doch Verhältnisse vor, unter denen sie ihre sehr großen Vorzüge hat. Wo Erlen, Aspen, Birken und Hainbuchen einen wichtigen Teil des Bestandes bilden und ihr Holz als Brennholz mindestens ebenso wertvoll ist wie das Stammholz von Eichen und Buchen, wird es dem rationellsten Forstmann nicht einfallen, kostspielige Reinpflanzungen anzulegen. Er wird die Erlen und Hainbuchen fällen, sobald sie stark genug sind, und wird sie sich durch Stockausschlag verjüngen lassen, und er wird den Ersatz der Birken und Aspen dem anfliegenden Samen überlassen und die Zwischenpflanzung von Eichen dem Häher, die von Buchen den Wühlmäusen. So ist es in den bruchigen Teilen unseres Waldes seit Jahrhunderten gehalten worden und nicht zu seinem Schaden. Das Ausschlagvermögen der Erlen und Hainbuchen ist ja ein nahezu unbegrenztes. Unsere ältesten Bäume im Walde sind nicht die weiterberühmten und vielgenannten „tausendjährigen Eichen“, von denen kaum eine über 400 bis 500 Jahre alt ist; es sind vielmehr die kreisförmigen Gruppen von Erlen, Hainbuchen und Linden, manchmal zehn und mehr stattliche Bäume zusammen, 2 bis 3 m im Durchmesser. Sie sind die direkten Ausschläge eines und desselben Wurzelstocks, der vor tausend und mehr Jahren einen aus einem Samenkorn entstandenen Stamm trug, den vielleicht ein alter Frankensiedler als Brennholz fällte. Aus dem Stumpfe kamen ein paar Ausschläge, von denen zwei dicht zusammenstehende zu Bäumen emporwuchsen; nach hundert Jahren waren sie stark genug für Scheitholz; sie wurden gefällt, und eine neue Generation sproßte aus der Wurzel. Dieser Vorgang mag sich bei manchen Stammgruppen mehr als zehnmal wiederholt haben, ohne daß das Leben des Wurzelstockes einmal unterbrochen wurde. Im Schwanheimer Sumpfwald kann man alle Übergänge von dem einfachen, aus Samen entsprossenen Stamm bis zu uralten Stammgruppen beobachten. Nicht minder alt sind aber auch manche Einzelstämme oder auch Doppelstämme (Fig. 1), die sich über dem Boden nicht getrennt, sondern einen mäch-

tigen, seltsamen Knorren gebildet haben, der zum Teil morsch und verfault ist und, mit prächtigen Farnkräutern und Moosen besetzt, ein wunderbares Bild bietet, wie man es in dem richtig bewirtschafteten Forst der Neuzeit kaum zum zweitenmal findet.

Bei vielen solchen Bäumen, namentlich bei Erlen, haben die jungen Ausschläge schließlich eigene Wurzeln getrieben; diese haben den alten Wurzeln des Mutterbaumes die Kraft wegge-

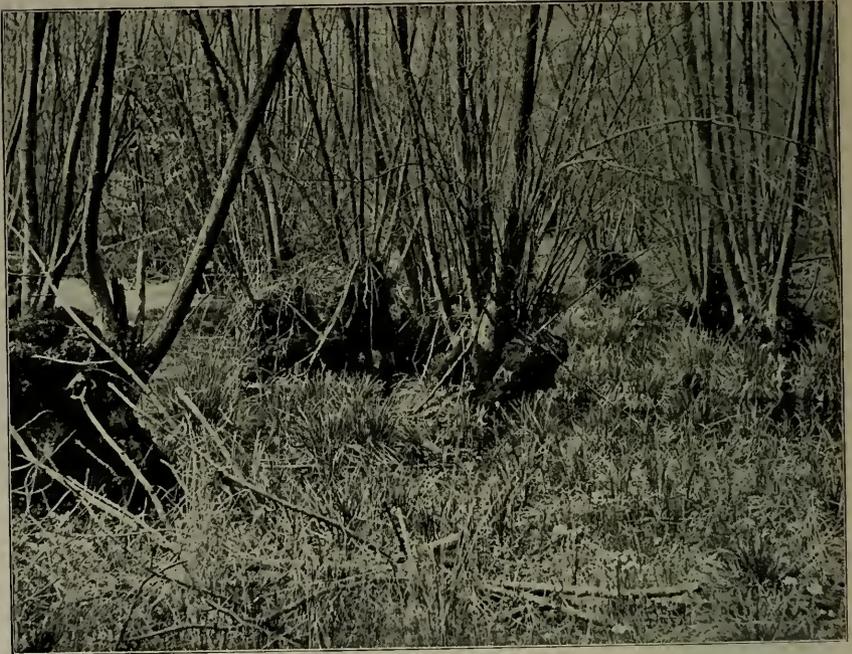


Fig. 2. Stelzenerlen im „Urwald“. Merte phot.

nommen, und der Stock ist abgestorben und zwischen ihnen herausgefault, so daß die jungen Stämme und Stammgruppen wie auf Stelzen stehen, manchmal so hoch, daß man unter ihnen durchkriechen kann. Die merkwürdigsten derartiger Stelzenbäume werden uns im IV. Abschnitt im Rodsee begegnen (Fig. 2). Sehr interessante Bildungen finden wir aber auch in dem Walddistrikt zwischen den alten Eichen und der Dammschneise. Bei einzelnen von ihnen tragen die Stelzen sogar nicht nur die legitimen Ausschläge des alten Erlenstockes;

manchmal ist in dem mulmigen Stock eine Vogelbeere zum Keimen gekommen und zu einem stattlichen Stämmchen geworden. Ja, ich kenne eine mächtige Kiefer, die so auf Stelzen steht (Fig. 3). Auch sie ist aus einem Samenkorn erwachsen, das auf einen Erlenstumpf gefallen ist und dort ge-



Fig. 3. Stelzenkiefer mit stacheligem Schildfarn. Merte phot.

keimt hat; jetzt ist der Stumpf lange herausgefaut, und die weit über den Boden hinlaufenden Kiefernwurzeln tragen den Stamm freischwebend.

Der Plänterwirtschaft verdankt der Schwanheimer Wald alle seine Eigentümlichkeiten, die den Naturfreund und den Landschaftler entzücken, während der Forstmann wenig Freude

an ihnen hat, das bunte Gemenge der Holzarten: Eichen, Buchen, Birken und Erlen mit prachtvollen Kiefern und dazwischen Hainbuchen, Vogelbeerbäume, die Traubenkirsche, Hasel, Zitterpappel und Linde; die Dickichte von Kreuzdorn, welche die feuchteren Mulden zwischen den Sandhügeln erfüllen, die mächtigen Eichen und die breitkronigen Prachtbuchen, die einzeln zwischen dem niedrigen Holz stehen; die Hecken von Weißdorn und Spindelbaum, durchrankt von wildem Hopfen, Geißblatt und rankendem Knöterich, die freilich nur der kennt, der von den betretenen Wegen abgeht. Früher war dies nicht ohne Bedenken für den Unkundigen. Es gab zahlreiche geradezu undurchdringliche Dickichte, in denen man sich stellenweise kaum anders als kriechend fortbewegen konnte, und innerhalb derselben bruchige und sumpfige Stellen, die selbst im Hochsommer ihren Charakter nicht verloren, und in denen man sich noch im trockenen Herbst beim Haselnußsammeln nur schwer durcharbeiten konnte. Mit stillem Schmunzeln erinnere ich mich eines Sonntags, an dem ich eine Anzahl Mitglieder eines befreundeten naturwissenschaftlichen Vereins durch unseren Wald führte und die Eiersammler unter ihnen — nicht ohne sie vorher ehrlich gewarnt zu haben — in eine solche Waldpartie hinein dirigierte. Als sie an der anderen Seite wieder herauskamen, haben sie das Eiersammeln im Schwanheimer Wald hoch und teuer für alle Zeiten verschworen.

Jetzt, nach einer dreißigjährigen Trockenperiode, gibt es solche Dickichte kaum mehr, und man kann sich außer im ersten Frühjahr so ziemlich überall frei bewegen, ohne nasse Füße befürchten zu müssen.

Folge der Plänterwirtschaft ist es auch, daß wenigstens der Bruchwald in unserer Gemarkung unbedenklich als „urwüchsig“ im Sinne der Forstbeamten bezeichnet werden kann, entstanden durch natürliche Verjüngung ähnlicher oder geradezu gleicher Waldungen aus früheren Jahrhunderten. Wesentlich anders wie heute können die feuchteren Teile niemals ausgesehen haben. In Einzelheiten mögen ja Änderungen eingetreten sein: in trockenen Perioden, wie wir sie eben durchmachen müssen, sind wohl Aspen und Salweiden etwas zurückgegangen, in feuchteren wieder häufiger geworden. Nur die Samen von Eschen und Ahorn mögen von hier und da ge-

pflanzten Exemplaren übergeflogen sein; das Vorkommen des Maßholders kann jedoch auch auf diese Weise nicht erklärt werden; auch die Linde ist hier sicher urwüchsig, wenn auch besonders starke Stämme nicht vorkommen.

Eine interessante Erscheinung, die sich namentlich im Distrikt Hirschländchen häufig findet, ist das dichte Zusammenstehen verschiedener Baumarten; wie aus einer Wurzel gewachsen stehen namentlich Eichen und Kiefern zusammen, oft beides mächtige, schlagreife Stämme, manchmal als Dritter im Bunde noch eine Erle, im lichten Hochwald durch den scharfen Kontrast auch dem Nichtnaturforscher auffallend. Die Erklärung dieses Vorkommens, besonders der Vergesellschaftung von Eiche und Kiefer, liegt nahe. Freund Margolf, der Häher, hat seine Hand — oder richtiger seinen Schnabel — im Spiel; er birgt seinen Wintervorrat an Eicheln offenbar nicht ungern zwischen den Wurzeln junger Kiefern, die hier einzeln an sandigen Stellen stehen, und vergißt oft, sie wieder abzuholen. Aber auch manche Kleinnager bergen ihre Wintervorräte gern zwischen den Wurzeln von Baumstämmen und können zum Entstehen solcher „ungleichen Paare“ Anlaß geben (Fig. 4).

Eine scharfe Grenzlinie schneidet in Beziehung auf die Pflanzenwelt durch unseren Unterwald. Folgt man der von alten Eschen und Ahornstämmen gebildeten Allee, die westlich der Waldbahnstation dem Waldsaum entlang zieht, bis zu ihrem Ende und wendet sich dann links nach den Wiesen, so muß es auch einem blöden Auge auffallen, daß man auf einer Grenze hinwandelt, die zwei verschiedene Vegetationsgebiete scheidet: links, nach Osten, ein stattlicher Hochwald, zuerst aus Eschen, dann fast nur aus Eichen bestehend; von einigen Weißdornbüschen abgesehen, ist der Boden nur mit üppigem Gras bewachsen; rechts, nach Westen, dichtes Stangenholz, am Waldrand mit zahlreichen Linden, die in kreisrunden Gruppen stehen und sich dadurch als Ausschläge uralter Wurzelstöcke kennzeichnen. Weiter nach innen, wo der Boden weniger sandig wird, treten Hasel, oft von baumartigem Wachstum, an ihre Stelle, und nach der Wiese hin bedeckt ein dichtes Unterholz, aus allen möglichen Arten gebildet, den Boden, und aus ihm ragen einzelne mächtige Eichstämmen auf, gesund bis in die höchsten Spitzen. Die Eichen östlich der Schneise sind

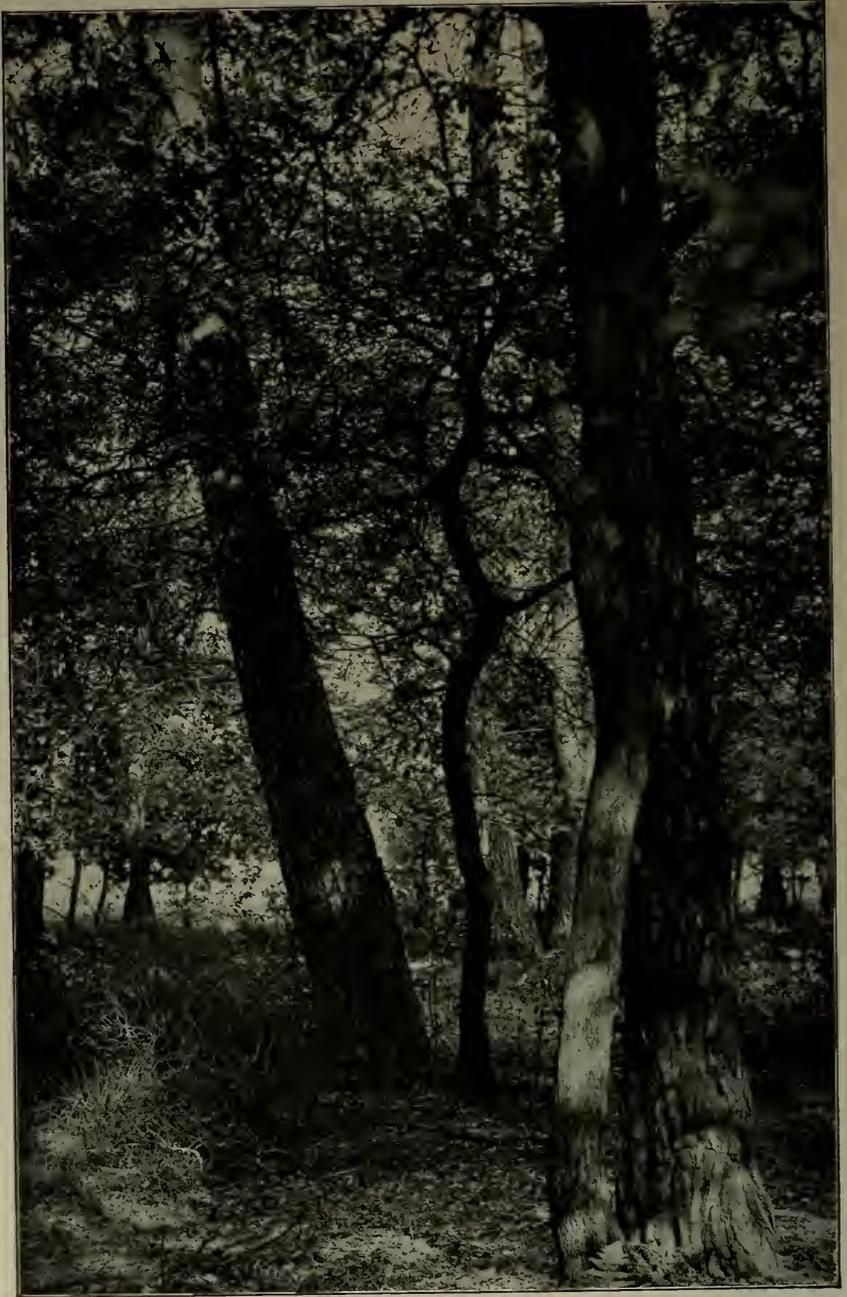


Fig. 4. „Ungleiches Paar“ (Kiefer und Eiche).

vor etwa 80 bis 90 Jahren gepflanzt worden, einer der ältesten Versuche, den wilden Gemeinewald in einen regelrechten Forst umzuwandeln.

Die scharfe Grenze ist aber keine Folge des verbesserten Forstbetriebes allein; das Gebiet westlich von ihr heißt seit uralten Zeiten die Feldebüschle im Gegensatz zum Eichwald und stand seit den ältesten Zeiten unter besonderem Recht. Seine Nutzung war unter die Schwanheimer „Nachbarn“ verteilt; jeder „Stamm“ besaß sein Stück, das von dem alten Kelsterbacher Weg, der am Waldrand entlang führte, quer durch Feld und Wald auf die Wiesen durchlief. Die Hubeneigentümer durften in ihren Stücken nach bestimmtem Herkommen „Wellen“ hauen, deren Lieferung nach Frankfurt eine Spezialität Schwanheims war, und deren geringe Größe der „wohllöblichen Borjerschaft“ immer wieder Grund zu Beschwerden beim Magistrat gab. Die Feldebüschle wurden 1803 in der Weise geteilt, daß der Wald der Gemeinde zufiel, Feld und Wiese den Hubenbesitzern. Die Vegetation in diesen Büschen ist eine von der des übrigen Waldes völlig verschiedene: riesige Blätter der Pestwurz (*Petasites*), massenhafter Aronsstab (*Arum maculatum*), der früher, als man noch auf alte Bräuche hielt, auf Himmelfahrt manchen Frankfurter hierher lockte; dann die Rapunzel (*Valerianella olitoria*), deren Wurzel aber hier meines Wissens nicht in der Küche verwendet wird. Im Juli tritt auch die Ulmenspierstaude (*Spiraea ulmaria*) in einer Entwicklung auf, die auf das Landschaftsbild einwirkt. Nach der Kelsterbacher Grenze hin wird diese Bodenvegetation immer üppiger; es treten auch mehrere Orchideenarten auf, denen der alte „Wanzenweg“ bei den Frankfurter Botanikern den Namen Orchideenschneise verdankt. Die Ursache dieser Verschiedenheit liegt in der Beschaffenheit des Bodens: bis an die Allee erstreckt sich der unfruchtbare Aulehm, unmittelbar unter ihr tritt ein altes Mainbett an den Wald heran, das sich vom Dorfe selbst aus über das große und das kleine „Siechen“ (wohl richtiger „Seechen“) durch das ganze Feld verfolgen läßt und durch ein paar stärkere Senkungen, in denen früher immer Wasser stand, mit dem Rodsee und dem Urwald zusammenhängt und mit dessen Abfluß über die Riedwiese das heutige Mainbett in Kelsterbach erreicht.

Von den in unserer Gegend kultivierten Nadelholzarten kommt in erster Linie die Kiefer in Betracht, welche die ganze Helle bedeckt, sich aber vielfach im ebenen Gebiet in den Laubwald eingesprengt findet, aber dann immer auf sandigen Grund deutet. Im Distrikt Hirschländchen und am Pfingstberg stehen Prachtexemplare; die stärkste Kiefer dürfte eine an der Helle östlich vom Wartweg stehende sein, die einen Umfang von 250 cm hat. Am Pfingstberg tragen die Kiefern in ihren Wipfeln auffallend häufig Büsche der Mistel (*Viscum album*)¹⁾, die man bei einigermaßen scharfem Zusehen namentlich im Winter an ihrem lebhafteren Grün und ihrem Beerenschmuck leicht erkennt. Die Beeren scheinen vom Wild geschätzt zu werden. Im verflossenen Winter hatten Holzhauer ein besonders schönes Exemplar für mich beiseite gelegt; am anderen Morgen hatten die Rehe, ohne die Blätter zu beschädigen, auch die letzte Beere abgefressen.

Auffallend sind besonders am Pfingstberg doppelte und dreifache Kiefern, die man sonst nicht allzu häufig beobachtet. Die stärksten Kiefern in unserem Walde mögen 120 bis 150 Jahre alt sein. Die jungen Pflanzungen, namentlich auf der Helle, haben durch die Trockenheit und die Kiefernblattwespe (*Lophyrus pini* L.) schwer gelitten. Seit drei Jahren hat die Gemeinde nur dürres Holz fällen lassen können. In dem Flugsand des Dannewaldes nimmt die Kiefer völlig den Habitus der Latschen des Hochgebirges oder der Meeresdünen an; wir kommen in dem IV. Abschnitt hierauf zurück.

Die Fichte, in neuerer Zeit der Lieblingsbaum der Forstwirte, will im Schwanheimer Wald nicht recht gedeihen. Man hat sie an verschiedenen Stellen in geschlossenem Bestand, noch häufiger zur Ausfüllung von Lücken in großer Anzahl gepflanzt, und doch hat der ganze Wald kaum einen gut entwickelten Stamm, und ein Bestand nach dem anderen wird lange vor Erreichung des normalen Alters gefällt. Die Fichte scheint übrigens auch ganz besonders unter den Einwirkungen der Dämpfe der chemischen Fabrik Griesheim zu leiden. Drei Reihen Fichten, die den Wald längs der Eichen einfaßten, sind sehr rasch wieder ein-

¹⁾ Nach Conwentz im „Forstbotanischen Merkbuch für die Provinz Westpreußen“ S. 70 ist die Kiefernmistel eine besondere Varietät mit schmälern, kürzeren Blättern und kleineren, grünlichweißen Beeren (var. *laxum* s. *microphyllum*).

gegangen. Eine Anzahl älterer Stämme hat vor etwa dreißig Jahren ein schwerer Sturm niedergelegt.

Mit der Lärche sind in neuerer Zeit an der Schießhalle und in der Gemeindekiesgrube Versuche gemacht worden. Der erste mißlang; die Waldarbeiter hielten die Bäumchen, weil sie ihre Nadeln im Winter abwerfen, für abgestorben und rissen sie wieder aus. Zu Versuchen mit Edeltannen, Weymouths- und Schwarzkiefern, die man im Frankfurter Wald mehrfach in gutem Gedeihen findet, hat Schwanheim natürlich keinen Beruf empfunden.

Seltsam ist, daß der im Frankfurter Eichwald so häufige Wacholder (*Juniperus communis* L.) sich nur an einer einzigen Stelle, auf dem Plattkopf, und auch da nur in wenigen vereinzelt Exemplaren, findet.

Unter den Laubhölzern steht natürlich in erster Linie die Eiche. Der Schwanheimer Eichwald war schon in der ersten Frankenzeit berühmt, in ihm mästeten sich in guten Jahren ganze Herden von Schweinen aus dem unteren Taunus. Von den beiden Eichenarten herrscht die Steineiche (*Quercus robur* L.) mit gestielten Blättern und ungestielten Früchten vor. Die Eiche verliert aber mehr und mehr an Terrain, da der Boden für die anspruchsvolle Holzart nicht gut genug ist und der Zuwachs sehr langsam erfolgt, der Baum auch in den meisten Lagen, wo das Grundwasser hoch steht und undurchlässige Schichten in geringer Tiefe liegen, in einem gewissen Alter wipfeldürr wird. Wirklich schöne, gesunde Eichen stehen fast nur noch einzeln im westlichen Teile des Waldes nach Kelsterbach hin. Die „tausendjährigen Eichen“ an der Waldbahn sind eine poetische Fiktion. Eine der größten, bei der ich die Jahrringe zählen konnte, war noch nicht einmal 500 Jahre alt. Eine solche Eiche repräsentiert übrigens ein hübsches Kapital; ein Baum, dessen Stamm nach Oberursel als Welle in einen Kupferhammer wanderte, während die knorrigen Äste in einer Frankfurter Bootsbauerei Verwendung fanden, lieferte einen Barertrag von M. 900.—. Eine merkwürdige Doppelverwachsung zweier Eichstämme steht nahe der Haltestelle Unterschweinstiege am Wege nach Schwanheim. Im Volksmund trägt sie den charakteristischen Namen „Bretzeleiche“ (Fig. 5).

Die jungen Eichen in unserem Walde leiden vielfach, außer unter den Angriffen zahlreicher tierischer Schädlinge, durch den

Eichenschimmel, einen Pilz, der die ausgebildeten Blätter mit einer schimmelartigen Decke überzieht. Dann aber hat sie in den beiden letzten Jahrzehnten die Trockenheit sehr geschädigt. An den eintrocknenden Stämmen aber siedelt sich, namentlich am Waldrand nach Norden hin und an den Schneisenrändern, eine



Fig. 5. „Bretzeleiche.“

Schildlaus (*Lecanium quercus* Tasch.) an, die zu Tausenden an den Rissen der Rinde sitzt (Fig. 6) und das Absterben beschleunigt.

Die Buche (Rotbuche, *Fagus silvatica* L.) tritt im Schwannheimer Wald gegenüber der Eiche in den Hintergrund. Nur nach dem Forsthaus hin, wo die Kelsterbacher Terrasse sich verflacht, haben wir einen wenig ausgedehnten „reinen“ Bestand

mit den glatten, silbergrauen, säulenförmigen Stämmen und dem dichten Laubdach, das kein Unterholz aufkommen läßt. Aber überall im Mischwald stehen einzelne breitkronige Prachtbäume, wie man sie selbst in dem „Buchgau“ mit seinen berühmten Buchenwäldern kaum sieht. Die schönste Buche stand seit Menschengedenken an der Südseite der Rechten Wiese; sie war unter den Schwanheimer Waldfreunden allgemein als die



Fig. 6. Schildläuse (*Lecanium quercus* Tasch.) an der Rinde einer jungen Eiche.

„Waldkönigin“ bekannt; vor einigen Jahren ist sie der Austrocknung erlegen und eingegangen, hat aber in nächster Nähe eine kaum weniger stattliche Nachfolgerin gefunden.

Das junge, frischgrüne Buchenlaub ist für unseren Wald der „Mai“ oder „Maien“, das Symbol des wirklich eingetretenen Frühlings. Seine Entfaltung erfolgt im Durchschnitt um den 20. April; es finden sich aber einzelne Bäume und an diesen wieder einzelne Äste, die in jedem Jahre den anderen voraus sind, oft acht bis zehn Tage. In diesem Jahre brachte ich freilich den ersten „Maienbusch“ erst am 22. April nach Hause.

Neben der Rotbuche spielt in unserem Wald die Hainbuche (*Carpinus betulus* L.) eine für mitteldeutsche Verhältnisse auffallend bedeutende Rolle. Sie findet sich nicht nur überall im gemischten Laubwald in manchmal recht ansehnlichen Stämmen, sondern es zieht sich auch ein geschlossener Bestand stattlichen Stangenholzes über die ganze flache Sandschwelle hin, die sich längs des Nordrandes der Wiesen erstreckt. Dieser Bestand ist ausschließlich Wurzelausschlag, und zwar aus uralten Wurzeln; die Ausschläge bilden Ringe von 3 m und mehr Durchmesser und müssen, wie ich schon oben hervorgehoben habe, als die ältesten Bäume unseres Waldes angesehen werden, deren Vegetation ununterbrochen vielleicht seit länger als einem Jahrtausend dauert. Der Hainbuchenwald in seinem gegenwärtigen Bestand erinnert ganz auffallend an die Spitzbogenwölbung der gotischen Dome, jedenfalls in einem ganz anderen Grade wie der Rotbuchenwald, in dem man so oft das Urbild des gotischen Stils erkennen will. Unsere Hainbuchen sind übrigens — außer durch den nichtzylindrischen, sondern immer ausgesprochen spannrückigen, d. h. durch spiral verlaufende Längswülste im Querschnitt stumpfeckigen Stamm — auch durch eine ganz eigentümliche Rindenzeichnung (Fig. 7) charakterisiert, die ich in keiner Beschreibung erwähnt finde.

In der dritten Linie an Wichtigkeit als Holzlieferant steht in unserem Wald die Erle (Schwarzerle, *Alnus glutinosa* Gärtner), die im eigentlichen Sumpfwald vorherrscht. Auch sie ist fast ausschließlich aus Stockausschlag entstanden; ihre Wurzelstöcke mögen mindestens ebenso alt sein wie die der Hainbuche, ihr Wuchs ist rascher, und ihr Holz steht als Brennholz ebenso hoch im Preise wie das Eichenholz. Man kultiviert sie deshalb nur als Hochstamm mit etwa hundertjährigem Umtrieb.

Der Erle an wirtschaftlicher Bedeutung ungefähr gleich steht die Birke (*Betula alba* L.), deren weiße, unten gekrümmte und mit dicker Korkrinde bedeckte Stämme man überall einzeln oder in kleinen Gruppen im Mischwald, aber auch im reinen Kiefernwald sieht. Der Forstmann liebt sie weniger als der Naturfreund, in besonders gut bewirtschafteten Forsten rottet er sie sogar aus; für unseren Wald ist sie jedoch mit ihrem raschen Wuchs und bei dem guten Preise, den ihr Holz erzielt,



Fig. 7. Rindenzeichnung der Hainbuche.

höher geschätzt. Aus den Wurzeln schlägt sie allerdings nicht aus; aber um so leichter keimt ihr Samen, den der Wind weithin trägt, so daß junge Pflanzen auf jeder Blöße baldigst zum Vorschein kommen. Der Forstmann duldet dies sogar ganz gern in jungen Kieferschonungen, denen die rasch wachsenden, jungen Birken in der ersten Zeit Schutz vor Sonnenbrand geben; später werden sie freilich herausgehauen.

Nennen wir zum Schluß noch die Esche (*Fraxinus excelsior* L.), die seit einem halben Jahrhundert an Schneisen und am Waldrande angepflanzt wird und sich durch den fliegenden Samen rasch ausbreitet, so sind wir mit der Aufzählung der forstlich wichtigen Holzarten des Schwanheimer Waldes zu Ende. Bis zum Beginn des Jahrhunderts hätten wir noch die Aspe oder Zitterpappel (*Populus tremula* L.) mitzählen können, die zahlreich in stattlichen Stämmen vertreten war und namentlich durch die vor dem Laub erscheinenden raupenförmigen männlichen Blüten auch dem Unaufmerksamen auffiel. Sie ist seitdem der Trockenheit erlegen; kaum daß sich irgendwo noch ein paar junge Ruten erhalten haben.

Die Ahornarten sind bei uns wohl alle drei vertreten, spielen aber keine Rolle. Vom Maßholder (Feldahorn, *Acer campestre* L.) findet man am Rodsee einige ungewöhnlich hohe Stämme, die nicht den Eindruck machen, als seien sie absichtlich angepflanzt. Die Ulme ist nur durch ein paar mächtige Stämme im Distrikt Eichwald vertreten. Die in unserem Walde zweifellos alteinheimische Linde spielt forstwirtschaftlich keine große Rolle. Stärkere Stämme sind gegenwärtig meines Wissens nicht mehr vorhanden, wohl aber aus Wurzelausschlägen entsprossene Gruppen von einem Umfang, der auf ein sehr hohes Alter hindeutet. So namentlich im Unterwald am Rand der Feldbüschle in der Wanz, aber auch an der Rechten Wiese und sonst hier und da zerstreut, an Stellen, die heute noch von der Forstwirtschaft unberührt sind.

Neben den forstlich wichtigen Bäumen hat sich aber noch eine ganze Anzahl Arten, die man nicht überall findet, im Schwanheimer Wald erhalten, und gerade diese sind es, die unseren Wald dem Naturfreunde und auch dem Naturforscher besonders interessant machen. Ich nenne in erster Linie die Traubenkirsche (*Prunus padus* L.), die im Frühjahr mit ihren

fünf Zoll langen, weißen Blüentrauben die feuchteren Teile unseres Waldes mit betäubendem Wohlgeruch erfüllt und auch mit ihren im Anfang zart-maigrünen Blättern ein Schmuck des Waldes ist. Gewöhnlich nur ein Busch, wächst sie an feuchteren Stellen zu einem stattlichen Baume heran; Stämme mit über 30 cm Durchmesser habe ich mehrfach beobachtet; unter der Trockenheit scheint sie leider auch zurückzugehen. Die Beeren gelten für giftig, aber im Norden scheint man anderer Ansicht zu sein. Wenigstens hat mir ein zuverlässiger Mann der Wissenschaft, der Geolog und Spitzbergenforscher Odo Torrell, mit dem ich manchen Gang durch unseren Wald gemacht habe, versichert, daß bei in Schweden veranstalteten Konkurrenzen feiner Schnäpse — als Schwede verstand er sich darauf — einstimmig der mit den Beeren von *Prunus padus* bereitete den ersten Preis zuerkannt erhalten habe. Die Traubenkirsche ist übrigens nicht ganz ohne ökonomische Wichtigkeit; die stärkeren Stämmchen wurden wenigstens früher zeitweise abgehauen und, wie der Kreuzdorn, an die Pulverfabriken zur Herstellung von Kohle verkauft. Beide werden deshalb im Volksmund als Pulverholz oder Faulbaum bezeichnet.

Eingesprengt im Ebenenwald findet man sehr häufig die Vogelbeere (*Sorbus aucuparia* L.), manchmal als recht stattliche Bäume, häufiger als hohe Büsche, im Frühjahr durch ihre Blütendolden, im Herbst durch die roten Beerentrauben ein Schmuck des Waldes. Ihre beiden Gattungsgenossen, den Speierling (*Sorbus domestica* L.) und die Mehlbeere (*Sorbus aria* Cr.), kenne ich in unserem Walde nicht.

Von den beiden Kreuzdornarten der mitteldeutschen Wälder füllt bei uns *Rhamnus frangula* L. die feuchten Mulden zwischen den sandigen Rücken unseres Waldes aus und bildet hier fast undurchdringliche Dickichte. Seine Triebe finden bei der Herstellung grober Korbwaren Verwendung. Von *Rhamnus cathartica* L. kenne ich nur wenige Büsche. Der Weißdorn (*Crataegus oxyacantha* L.) bildet da, wo sich noch Hecken am Waldsaum erhalten haben — sie sind leider nicht sehr zahlreich — noch undurchdringliche Gestrüppe, findet sich aber vielfach als niederes, flachkroniges Bäumchen freistehend oder in kleinen Gruppen im lichten Eichwald; er bietet in der Blüte wie auch später durch seine dichte, glänzendgrüne Belaubung

einen prächtigen Anblick. Auch die Schlehe (*Prunus spinosa* L.) ist auf verhältnismäßig wenig Stellen am Waldrand und einige kleine Dickichte im Eichwald beschränkt. Dem Gebirgsbewohner fällt es auf, wie selten er sie mit Früchten bedeckt findet, was doch in den rauhen Gebirgshecken alljährlich der Fall ist. Er wundert sich auch über die Seltenheit wilder Obstbäume. Mir sind nur ein paar Wildkirschen bekannt, darunter allerdings ein mächtiger Stamm in geschlossenem Eichwald, und ein einziges Büschchen des Holzapfels, eine Wildbirne überhaupt nicht, während im Taunus an manchen Stellen verwilderte Obstbäume geradezu überwiegen. Auch die wilde Rose (*Rosa canina* L.) ist von den Frankfurter Gärtnern beinahe ausgerottet worden. Hier und da zerstreut im Walde findet man den Hollunder oder Flieder (*Sambucus nigra* L.); sein Vorkommen deutet auf verfallene Menschenwohnungen oder abgeladenen Schutt. Ebenso vereinzelt tritt der wilde Schneeball (*Viburnum opulus* L.) auf. Zu den Seltenheiten gehört ferner auch nach der seit dreißig Jahren dauernden Trockenperiode die Salweide (*Salix caprea* L.); es ist den frommen Schwanheimern kaum mehr möglich, regelrechte „Palmen“ für den Palmsonntag aufzutreiben. Einige Weidensträucher anderer Arten und ein paar stattliche Bäume finden wir am Hauptgraben an der Riedwiese und im Urwald am Rodsee.

Endlich ist noch der Spindelbaum (*Evonymus europaeus* L.) zu erwähnen, der mit seinen abenteuerlichen Früchten, den Pfaffenhütchen, im herbstlichen Walde jedem auffällt. Er findet sich nur in Hecken am Waldrande.

Eine merkwürdige Erscheinung bilden einige Exemplare der Felsenbirne in dem obersten Teile des Waldes, der heute zum Park der Villa Waldfried gehört, und in der Umgebung des Poloplatzes. Es ist aber nicht die europäische Art (*Amelanchier rotundifolia*), sondern die amerikanische (*A. canadensis*), die durch einen Zufall eingeschleppt sein muß.

Eine charakteristische Holzart des Schwanheimer Waldes ist der Hasel. Er kommt nicht nur an den Waldrändern als Busch vor, sondern bedeckt auch im Unterwald größere Strecken als geschlossener Wald und läßt dort auf feuchterem Boden kaum ein anderes Buschholz zwischen sich aufkommen. Früher, als der Wald noch feuchter war, war es eine fröhliche Zeit, wenn

im Herbst alt und jung hinauszog, um Haselnüsse zu sammeln. Ein glänzendes Jahr war 1884, wo Säcke voll Nüsse eingetragen wurden. Bei der Obstausstellung jenes Jahres hatte ich eine große Serie reifer Nüsse ausgestellt und war damals verblüfft durch die kolossale Mannigfaltigkeit und Variabilität derselben, die mich sogar in sehr ernsthafte Diskussionen mit verschiedenen Gärtnern verwickelt hat: sie erklärten es einfach für unmöglich, daß diese Formen in unserem Walde gewachsen sein könnten. Ich beabsichtigte damals, den Haselnüssen unseres Waldes ein besonderes Studium zu widmen; aber meine Hoffnung, daß eine ähnliche reiche Ernte sich wiederholen würde, hat sich nicht erfüllt. Warum? — ist nicht ganz klar. Die Blüte war manchmal sehr reich, die Nüsse setzten prächtig an, und im August fielen sie unreif von den Bäumen, und zwar in kurzer Zeit und immer die ganze Fruchttraube auf einmal, als habe irgend ein Schädling den Stiel angestochen. Der Haselnußrüßler (*Balaninus nucum*) kann die Ursache nicht sein; er ist in unserem Walde durchaus nicht allzu häufig und greift nur die einzelnen Nüsse an, nicht aber den ganzen Fruchtstand.

Wesentlich zum Charakter des Waldes tragen an manchen Stellen die Schlingpflanzen bei, die sich an den feuchteren Stellen in wunderbarer Üppigkeit entwickeln. Zwar der Efeu schleicht meist kümmerlich auf dem Boden hin und klettert nur ausnahmsweise, wohl oft von Menschenhand emporgerichtet, an Eichbäumen empor. Um so üppiger entwickelt sich das Geißblatt (*Lonicera periclymenum* L.). Mit manchmal zolldicken Strängen schraubt es sich lianenartig durch das Gebüsch und klettert selbst an höheren Bäumen, oft tief in die Rinde einschneidend, bis in die Wipfel empor und, abenteuerlich überhängend, selbst darüber hinaus, den Wald mit einem betäubenden Wohlgeruch erfüllend; auch im Winter erfreuen seine Blattrosetten noch durch einiges Grün. (Sein strauchartig bleibender Gattungsgenosse *Lonicera xylosteum* L. findet sich vereinzelt im Distrikt Wanz und gehört zu den botanischen Seltenheiten.) Noch mehr in die Augen fällt besonders im Unterwald der wilde Hopfen (*Humulus lupulus* L.), der namentlich im Schwamheimer Bruch manche Wegränder in geschlossene Laubwände verwandelt, die im Herbst mit ihrem reichen Behang von Fruchttrauben ein reizendes Bild bieten.

Von gefährlichen Giftpflanzen findet sich im Schwanheimer Wald eigentlich nur die Einbeere (*Paris quadrifolia* L.) und auch sie nur an wenigen Stellen. Die giftige Tollkirsche fehlt ganz; doch dringt sie — nach einer freundlichen Mitteilung des Herrn Rektor Linker — eben von Süden her rasch durch den Frankfurter Wald vor. Im Unterwald und namentlich im Rodsee kommt der Wasserschierling (*Cicuta virosa* L.) nicht selten vor, und im Dannewald habe ich einmal, jedenfalls irgendwie eingeschleppt, den Stechapfel (*Datura stramonium* L.) gefunden. Nicht selten in den Randhecken ist der bittersüße Nachtschatten (*Solanum dulcamara* L.), der sich manchmal wie ein Schlinggewächs ziemlich hoch in dem Buschwerk hinaufrankt.

Von weniger gefährlichen Giftpflanzen sei in erster Linie der rote Fingerhut (*Digitalis purpurea* L.) genannt. Er ist nicht eigentlich in der Ebene einheimisch; vor vierzig Jahren habe ich ihn ganz bestimmt nicht gefunden, und sein Fehlen ist mir, der ich damals aus den Bergen an der oberen Lahn kam, sehr aufgefallen. Dann tauchte er auf einmal in einigen Schneisen an der Ludwigsbalm auf, sicher eingeschleppt mit Granitgrus aus dem Odenwald, der zum Auffüllen des Bahndammes verwendet worden war. Er verbreitete sich indessen nicht weiter und verschwand bald wieder. Aber ein paar Jahre später erschien er in der Nähe der Waldbahnhaltestelle Unterschweinstiege auf reinem Sandboden und hat sich dort nicht nur erhalten sondern auch ausgebreitet, und zwar merkwürdigerweise in die Dickichte des Bruchwaldes hinter dem Pflanzgarten, wo er mit den Farnen mitunter wunderbare Gruppen bildet. Es ist eine ziemlich hellrote Form, und vielfach treten weißblühende Exemplare auf, wie bei den in Gärten kultivierten Fingerhüten, und ich glaube ganz bestimmt, annehmen zu müssen, daß sie von einem Gärtner absichtlich ausgesät worden sind. Der gelbe Fingerhut (*Digitalis lutea* L.) scheint dagegen einheimisch und fand sich früher nicht nur an der Ludwigsbahn, sondern auch zerstreut im Walde. Auch er ist seltener geworden. In der Ebene kenne ich nur noch einen Stand, am Pumpwerk der Wasserleitung im Goldsteinrauschen.

Eine jedem auffallende Erscheinung ist der Mangel blühender oder richtiger schön blühender Blumen im Schwanheimer Wald

und besonders in seinem östlichen Teil und auf den Wiesen. Die Zierden der Kelsterbacher Terrasse, der Diptam (*Dictamnus fraxinella* L.), die großblütige Glockenblume (*Campanula persicifolia*), der Ackelei (*Aquilegia vulgaris*), die Pulsatille (*Pulsatilla vulgaris* L.) und das Steinröschen (*Daphne cneorum* L.) überschreiten die Grenze überhaupt nicht. Sie sind freilich auch auf dem Kiesboden im Frankfurter Wald selten geworden, und wer einen hübschen Blumenstrauß pflücken will, muß sie an den Böschungen und den Randstreifen der Ludwigsbahn suchen. Das Steinröschen habe ich auch im Frankfurter Wald seit Jahren nicht mehr gefunden. Ein wunderbar schönes Exemplar, das ein Bahnwärter der Ludwigsbahn an seinem Häuschen jahrelang kultivierte, ist zugrunde gegangen, weil eine Reutmaus seine Wurzeln zerstört hat.

Auch an Beeren ist der Schwanheimer Wald auffallend arm, und die Armut hat in der neueren Zeit ganz erheblich zugenommen. Erdbeeren finden sich nur an sehr wenig Stellen und auch da meist nur in kümmerlichen Exemplaren; die Heidelbeere findet kaum noch der Botaniker, obwohl sie im jetzt allerdings fast ganz abgetriebenen gemischten Hochwald längs der „Langen Schneise“ noch in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts recht häufig vorkam. Himbeeren und Brombeeren sind ja sehr zahlreich vorhanden und bedecken stellenweise größere Strecken, aber sie blühen spärlich und tragen kümmerliche Früchte, die das Sammeln kaum lohnen. Namentlich wo der nahrungsarme Aulehm den Untergrund bildet, kriechen die Brombeeren auf dem Boden hin und kommen nicht oder kaum zur Blüte.

An Pilzen ist der Schwanheimer Wald nicht entfernt so reich wie z. B. die Wälder des Taunus; nicht einmal mit den besseren Teilen des Frankfurter Waldes kann er sich messen, wenigstens was Häufigkeit anbelangt, und Pilzfreunde tun besser, ihrer Liebhaberei auf Frankfurter Gebiet nachzugehen. Im Sommer wenigstens finden sie auf der Kelsterbacher Terrasse höchstens den Kapuzinerpilz (*Boletus scaber* Bull.) vereinzelt im jungen Kiefernwald und im Eichwald den Kastanienröhrling (*B. badius* Fr.), der die Stelle des Steinpilzes vertritt. Den echten Steinpilz (*B. edulis* Bull.) habe ich nur ganz vereinzelt in manchen Jahren gefunden. Auch Ziegenlippe

(*B. subtomentosus* Fr.) und Kuhpilz (*B. bovinus* L.) finden sich kaum irgendwo häufig genug, um das Sammeln zu lohnen. Nur einmal habe ich im Dannewald den Butterpilz (*B. luteus* L.) so häufig gefunden, daß man Körbe voll hätte sammeln können. Von den giftigen Röhrlingsarten, besonders dem Satanspilz (*B. satanas* Lenz), habe ich in unserem Wald nie etwas bemerkt.

In feuchten Jahren zeigt sich auf einigen Schneisen zwischen der Ludwigsbahn und dem Abfall der Kelsterbacher Terrasse der Pfifferling oder Eierpilz (*Cantharellus cibarius* Fr.) ziemlich häufig, doch bleibt er gewöhnlich klein und kümmerlich. Morchel und Lorchel kommen im Schwanheimer Wald meines Wissens nicht vor. Im Herbst tritt der Parasolpilz (*Lepiota procera* Quelet) manchmal sehr zahlreich und in prachtvollen Exemplaren auf und liefert ein wohlschmeckendes Gericht. Mit ihm zusammen und stellenweise häufiger findet man den Schopftintling (*Coprinus porcellaneus* Schaeff.), der ihm sehr ähnlich sieht, aber sich durch den nicht ausgebreiteten und wackelig auf dem Stiel stehenden Hut unterscheidet. Er ist ebenfalls wohlschmeckend und gesund, aber man läßt ihn doch besser stehen; denn wenn er nicht sofort zubereitet werden kann, färben sich seine Blätter sehr rasch, und wenn er dann gekocht wird, merkt man, warum er „Tintling“ heißt.

Von minder wichtigen eßbaren Schwämmen findet man den honiggelben Hallimasch (*Armillaria mellea* Quelet) manchmal massenhaft auf den Wurzeln kranker Bäume; er liefert trotz seines im frischen Zustand unangenehmen Geschmacks ein wohlschmeckendes Gericht und wird, da er immer in großer Menge beisammen vorkommt, gern mitgenommen. Auch der kahle Krämpling (*Paxillus involutus* Batsch) ist häufig und ein guter Speisepilz.

Wenn wir dann noch den Eichhasen (*Polyporus frondosus* Fr.) nennen, von dem ich im vorigen Jahre wahrhaft riesige Exemplare gesehen habe, die einen großen Henkelkorb füllten, die Korallenschwämme, die sich vereinzelt finden und klein bleiben, und den Eichenleberpilz (*Fistulina hepatica* Fr.), der an den Eichen vorkommt und in der Jugend eine vorzügliche Speise abgibt, bleibt uns nur noch ein eßbarer Pilz zu erwähnen, allerdings der wichtigste und wohlschmeckendste, der Champignon (*Psalliota campestris* L.). Es ist eine besondere,

in den mir zugänglichen Pilzbüchern nicht aufgeführte Varietät des Feldchampignons, die auf unseren Waldwiesen in manchen Jahren massenhaft wächst, ausgezeichnet durch den auffallend dicken Stiel, das Zurücktreten des Ringes und durch die häufig riesige Größe.¹⁾ Exemplare, die in Faustgröße aus der Erde kommen und ungeöffnet 350 bis 500 g wiegen, sind keine Seltenheit; das größte Stück, das ich gefunden habe, hatte bei völlig ausgebreitetem Hut einen Durchmesser von beinahe 35 cm. Ich kenne keine Abbildung dieser merkwürdigen Form und gebe deshalb in Fig. 8 Skizzen einiger kleineren Formen in natürlicher Größe.

Der Champignon erscheint auf unseren Waldwiesen in normalen Jahren zweimal, einmal unmittelbar nach der Heuernte und dann wieder nach der Grummeternte. Ich habe in warmen Jahren noch reiche Ausbeute nach den ersten Frösten bis in den November hinein gemacht, namentlich auf gut gedüngten Wiesen. Die Sommergeneration besteht hauptsächlich aus großen Exemplaren; bei der Herbstgeneration überwiegen die kleinen, doch kommen auch dann noch einzelne Riesen vor. Diese stehen meistens einzeln, die kleinen gesellig. In den sog. Hexenringen findet man den Champignon nach meinen Erfahrungen nur ausnahmsweise; sie werden von verschiedenen Täublingen gebildet, deren genauere Bestimmung mir noch nicht hat gelingen wollen.

Vereinzelt im Walde findet sich auch der Schafchampignon (*Psalliota arvensis* Schaeff.) mit ziemlich hohem, meist gekrümmtem, auf dem Durchschnitt hohlem Stiel, der unten etwas verdickt ist und beim Herausnehmen an dieser Verdickung eine Erdkruste behält. Ich habe ihn schon im Mai gefunden. Auch der dunkel gefärbte, braunschuppige, hohlstengelige Waldchampignon (*Psalliota silvatica* Schaeff.) kommt, allerdings nicht allzu häufig, in unserem Walde vor. Er hat eine sehr ausgeprägte, bis zur vollständigen Lösung horizontal abstehende Manschette, die ich bei Exemplaren von 20 cm Durchmesser noch ausgespannt fand. Der Stiel ist bei dieser Art im senkrechten Durchschnitt auffallend kegelförmig.

¹⁾ Freund Möbius, den ich als Autorität um seine Meinung fragte, hält diese Form für unbeschrieben und fordert einen besonderen Namen. Ich möchte als solchen var. *pachypus* vorschlagen.

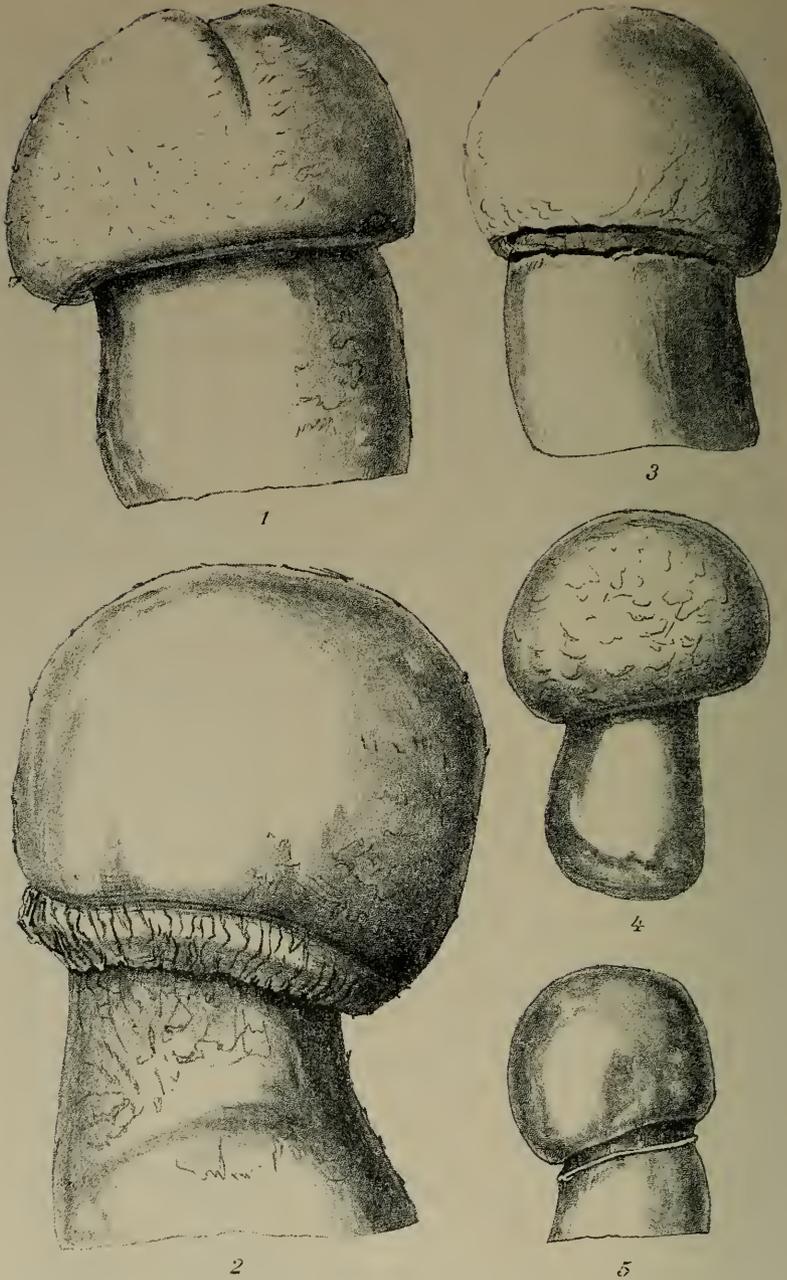


Fig. 8. Dickfüßiger Feldchampignon
(*Psalliota campestris* L. var. *pachypus* Kobelt).

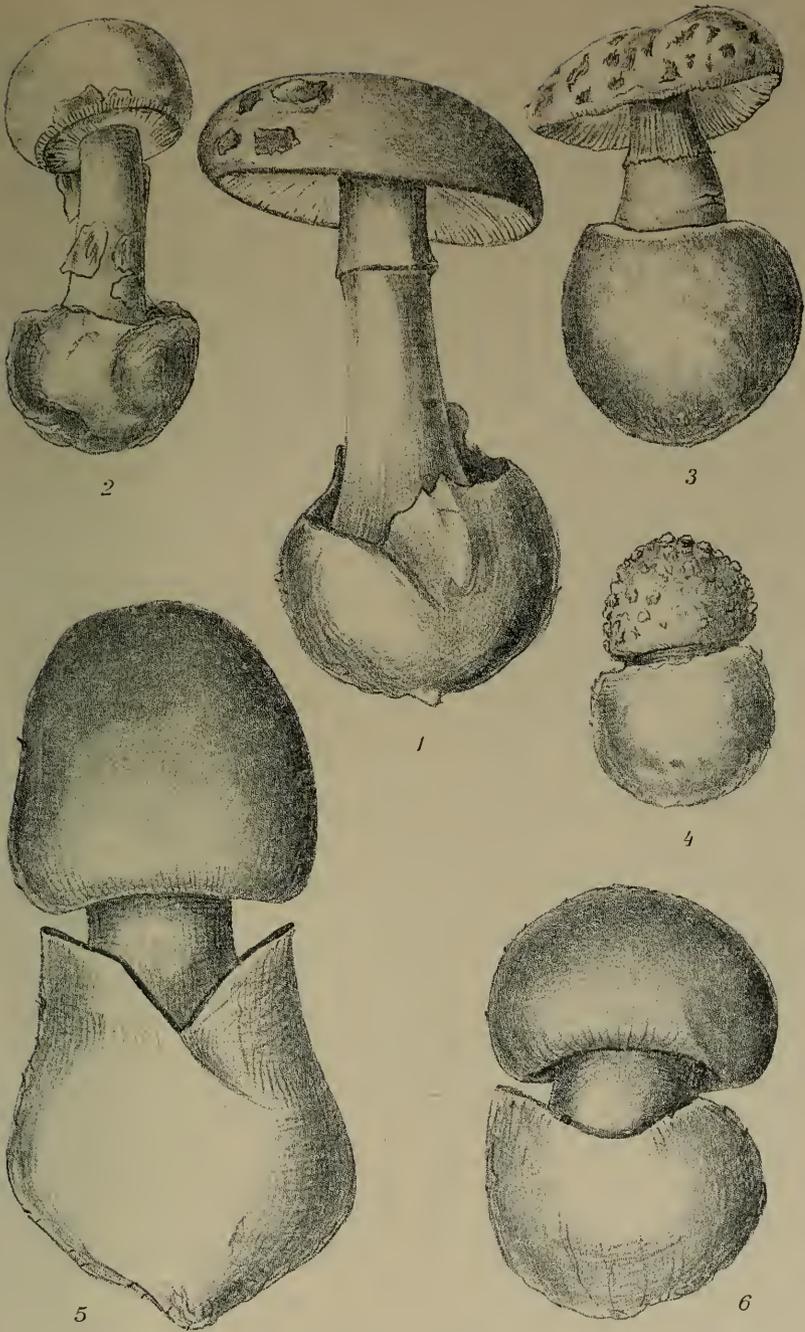


Fig. 9. Knollenblätterpilz (*Amanita bulbosa* Bull.).

Man kann nicht von dem Champignon reden, ohne den ihm manchmal unheimlich ähnlichen Giftpilz zu erwähnen, auf den allein mindestens 90 % aller tödlich verlaufenden Pilzvergiftungen zurückzuführen sind, und der hauptsächlich die Pilze in den Ruf der Giftigkeit gebracht hat, den Knollenblättermilchpilz (*Amanita bulbosa* Bull. oder *phalloides* Fr.). Er ist im Schwanheimer wie im Frankfurter Wald fast der häufigste Pilz; Geruch wie Geschmack sind vollkommen unverdächtig, der Geschmack des rohen Pilzes sogar gut, und die Folgen des Genusses, auch im gekochten Zustand, treten erst nach einem halben Tage oder später ein, wenn der Pilz verdaut, das Gift schon ins Blut übergegangen und eine Rettung unmöglich geworden ist. Dabei ist er ungemein veränderlich und in seinen Altersstufen sehr verschieden, und die Beschreibungen und meist schematischen Abbildungen genügen durchaus nicht für alle Fälle. Typische Exemplare mit dem abgesetzten, von einer häutigen Scheide umgebenen Knollen am Fuß des Stiels, der ausgebildeten, abstehenden Manschette und dem Hautfetzen auf dem Hut sind ja nicht zu verkennen und werden von keinem halbwegs erfahrenen Pilzfreund mit dem Champignon verwechselt werden. Und trotzdem haben wir erst in den letzten Jahren erlebt, daß ein mit unseren Pilzen gut vertrauter Sammler mit seiner ganzen Familie einer Vergiftung durch den tückischen Pilz erlegen ist. Gerade dieser Fall hat mich veranlaßt, dem Knollenblättermilchpilz eine besondere Beachtung zu schenken und eine Anzahl von Alters- und Formvarietäten zu zeichnen, die eine Verwechslung minder auffallend erscheinen lassen. Zunächst ist der Knollen am Stielende, besonders auf Sandboden ohne Laubdecke, durchaus nicht immer so ausgebildet, wie die gewöhnlichen Abbildungen zeigen, und auch wenn er ausgebildet ist, kann er gerade von tüchtigen Pilzsammlern übersehen werden, weil diese der Grundregel folgen, daß man Pilze nicht ausrupft, sondern unter dem Hute absticht. Bei einem Exemplar, wie es 2 oder 3 der Fig. 9 darstellen, ist dann eine Verwechslung mit dem Champignon umso leichter möglich, als der Knollen meist durch Moos oder dürres Laub vollständig verdeckt wird.

Von anderen giftigen Pilzen kommt höchstens noch der Fliegenpilz (*Amanita muscaria* L.) in Betracht, der gerade

nicht selten, aber auch allgemein bekannt ist. Vergiftungen waren früher, als man ihn überall zum Vertilgen der Stubenfliegen benutzte und in gekochtem Zustand in die Zimmer stellte, häufiger; sie sind jetzt selten geworden, aber es kommt immer noch einmal vor, daß Anfänger im Pilzsammeln sich durch das appetitliche Aussehen der ganz jungen Exemplare, die weder in Geschmack noch in Geruch etwas Verdächtiges haben, verführen lassen. Die Vergiftungserscheinungen sind weniger gefährlich als beim Knollenblätterpilz. Der gefährlichere Königsfliegenpilz (*Amanita regalis* Fr.) kommt meines Wissens in unserem Walde nicht vor. Die beiden Pantherschwämme (*Amanita pustulata* Fr. und *A. umbrina* Pers.), die von vielen als giftig oder verdächtig angesehen werden, geben, wenn man die lederartige Oberhaut abzieht, ein wohlschmeckendes Gericht.

Den Giftreizker (*Lactaria torminosa* Schaeff.) kenne ich aus unserem Walde so wenig wie seinen köstlich schmeckenden Bruder, den Birkenreizker (*L. deliciosa* L.), der sich von ihm sicher durch seinen nichtzottigen Hutrand und seinen orangefarbenen Milchsaft unterscheidet. Der Giftmorchel oder Gichtmorchel (*Phallus impudicus* Fr.) im ausgebildeten Zustand wird jeder weit aus dem Wege gehen. Im Jugendzustand, als Hexenei oder Satansei, ist sie jedenfalls nicht giftig; aber man soll sich wohl hüten, ein solches Ei mit nach Hause zu nehmen; schon nach wenigen Stunden schlüpft es aus, und der aashaftige Geruch, den man im Wald auf ein paar Meter hin riecht, der sogar die Goldfliege täuscht und anlockt, reicht aus, um ein ganzes Haus für längere Zeit zu verpesten.

Die hier und da als giftig verrufenen Stäublinge *Bovista nigrescens* Pers. und *Lycoperdon gemmatum* Batsch, ersterer stiellos, letzterer nach unten stielartig verlängert, können, solange das Innere noch weiß und fleischig ist, unbedenklich genossen werden, wenn sie auch etwas fade schmecken. Der mindestens verdächtige Kartoffelpilz oder Pomeranzenbovist (*Scleroderma vulgare* Fl. Dan.) ist durch seine harte Schale und sein tiefschwarzes Innere sehr wenig einladend. Er ist im Spätsommer und Herbst sehr häufig und wird ziemlich groß.

Von der Riesenform des gemeinen Bovistes, die manchmal die Größe eines Kopfes oder eines mäßigen Kürbisses erreicht, habe ich einmal die unverkennbaren Reste erhalten. Wie

schnell sich solche Exemplare entwickeln, bewies mir ein Erlebnis aus der Zeit meiner ärztlichen Praxis im Kreise Biedenkopf. Bauern eines dortigen Dorfes hatten am Samstagabend noch rasch eine Waldwiese abgemäht, und, als sie am Montagmorgen zum „Wenden“ kamen, lagen im Grummet zwei riesige Pilze, so groß, daß sie dieselben aus der Entfernung für Ferkel hielten. Die Sache war ihnen so merkwürdig und seltsam, daß sie mir gleich das eine Stück zuschickten mit der Frage, was das sei: in einem Tage war der riesige Schwamm aus dem Boden herausgewachsen.

Als einen in unserer Gegend nur von wenigen Stellen bekannten Schwamm hätten wir noch den Lackschwamm (*Fomes lucidus* Fr.) zu erwähnen, einen im Alter holzartigen Schwamm, der wie mit Lack überzogen glänzt und mitunter eine erhebliche Größe erreicht. Er wurde mehrfach in dem sog. Urwald am Rodsee an Erlenstöcken gefunden. Ein Verwandter von ihm, der Birkenblattschwamm (*Lenzites betulinus* Fr.), ist häufiger, als es der Forstbehörde lieb ist; er siedelt sich an Birkenstämmen unter der Krone an, seine Mycelfasern dringen in das Holz ein und machen es mürb, und der erste schwere Sturm bricht die Krone an der Ansatzstelle ab. In unserer Jugendzeit war uns der Schwamm für unsere Insektensammlung sehr wichtig; wir steckten die Schmetterlinge und Käfer in aus ihm geschnittene Scheiben, da Korkplatten unerschwinglich und Torfplatten noch nicht erfunden waren. Als eine zweite Seltenheit mag der Erdstern (*Geaster hygrometricus* oder *fimbriatus*) genannt werden, der ein paar Jahre lang an der vom Dorfe Schwanheim nach der Ludwigsbahn führenden Straße dicht an der Station Schwanheim im Buchwald auf einem kleinen Gebiet häufig war. Er ist dort aber seit vielen Jahren verschwunden; den Frankfurter Fachmännern ist meines Wissens gegenwärtig kein Fundort in ihrem Gebiet bekannt.

Die Farnkräuter spielen im Schwanheimer Wald landschaftlich eine sehr wichtige Rolle; ich kenne wenige Wälder, in denen sie in ähnlicher Massenhaftigkeit auftreten. Es sind freilich nur einige Arten. Nur vier kommen für den Nichtfachmann in Betracht; ein fünftes, das Engelsüß (*Polypodium vulgare* L.), findet sich nur an wenigen Stellen, aber dann in Menge: so an einer kleinen Stelle am Pfingstberg, dem Pflanzgarten

gegenüber, an der Schwedenschanze, besonders häufig an den Waldrändern der Unterschweinstiege-Lichtung. Von zwei weiteren Farnen (*Blechnum spicant* Aschers und *Aspidium montanum* Roth) hat Müller-Knatz bei jahrelangem Sammeln ein einziges Exemplar gefunden, und ein Stock des schönen Königsfarnes (*Osmunda regalis* L.) stand mehrere Jahre hindurch, wahrscheinlich absichtlich angepflanzt, in der Nähe der Waldbahnstation Goldstein.

Von den vier häufigen Farnen ist am häufigsten und fällt am meisten in die Augen der Adlerfarn (*Pteridium aquilinum* Kuhn) (Fig. 10). Durch seinen hohen Stengel, der oben die breiten Wedel trägt, unterscheidet er sich auf den ersten Blick von den drei anderen Arten, deren Wedel direkt aus dem in der Erde sitzenden Rhizom hervorkommen. Er ist der Charakterfarn der Kelsterbacher Terrasse und des Kieses, reicht aber hier und da auch in die Ebene hinab und erreicht stellenweise selbst den Rand der Wiesen; in der gegenwärtigen Trockenperiode ist er entschieden vorgedrungen. Hier, wo dichtes Unterholz vorhanden, sind Exemplare von 4 m Höhe keine Seltenheit. Auf der Kelsterbacher Terrasse bleibt er durchschnittlich unter 2 m hoch, bedeckt aber um so größere Flächen, im Kiefernstangengehölz manchmal Morgen groß, innerhalb deren außer den Kiefern keine andere Pflanze aufkommt. Hier erfolgt die Ausbreitung ausschließlich durch die dünnen, an der Erde kriechenden Wurzelstöcke. Fruchtorgane, Sporen, entwickelt der Adlerfarn nur an sonnigen Stellen und am Rande solcher Flächen. Auszurotten ist er kaum, und so wird er stellenweise zu einem lästigen forstlichen Unkraut, das nur sehr schwer zu bekämpfen ist und neue Anpflanzungen von Kiefern erschwert. Wo im Kiefernwald eine alte Eiche, ein „Überständer“, gestanden hat und später gefällt worden ist, bildet der Adlerfarn inselförmige Horste, die den Rehen ein sicheres Versteck bieten.

Der Adlerfarn herrscht, wo er einmal eingebürgert ist, gewöhnlich ausschließlich. Nur im westlichen Teil der Helle, nach der Kelsterbacher Grenze hin, behauptet sich, besonders in den feuchteren Wasserrissen, der echte Wurmfarn (*Aspidium filix mas* L.) und bildet ebenfalls Dickichte mit mächtigen, alten Wurzelstöcken, von denen mancher genügt, um einen Waschkorb zu füllen. Sonst findet man ihn einzeln unter anderen Farnen, besonders *Asp. spinulosum* Sw., eingesprengt, schon von weitem

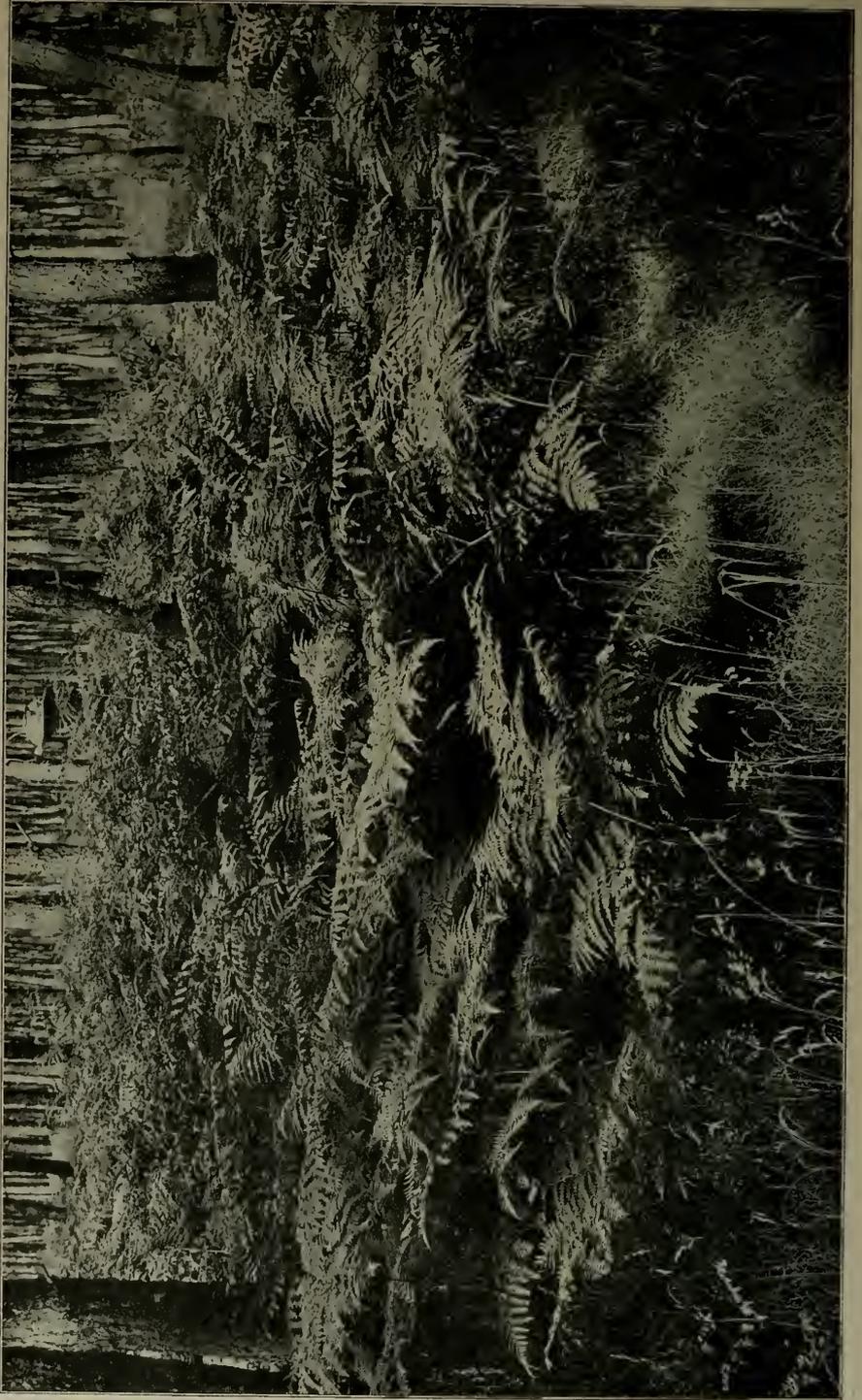


Fig. 10. Adlerfarn (*Pteridium aquilinum* Kuhn).



Fig. 11. Weiblicher Schildfarn (*Asplenium* s. *Athyrium filix femina* Roth).

an der regelmäßigen Trichtergestalt und dem strammen Wuchs erkennbar, charakterisiert durch den bis unten hin mit Schuppen besetzten Stiel und die mit sechs bis acht, in zwei Reihen angeordneten, kugeligen Sporenhäufchen besetzten Fiederchen.

Der stachelige Schildfarn (*Aspidium spinulosum* Sw.) meidet den Kies, findet sich aber auf allen anderen Bodenarten und ist, abgesehen von dem Adlerfarn, die häufigste Art unseres Waldes. Er hat einen in derselben Weise gebauten, aber schwächeren Wurzelstock wie der Wurmfarne und erscheint nicht so ausgesprochen trichterförmig; seine Sporenhäufchen sind schwächer und stehen am Blattrande. Wir haben in unserem Wald vorwiegend die typische Form (var. *euspinulosum* Aschers), daneben im Kiefernwald und auf faulem Kiefernholz schmarotzend eine Form mit viel breiteren Wedeln und hängendem Wuchs (var. *dilatata*), die auch in die Gärten verpflanzt ihre Eigentümlichkeit bewahrt. Für eine durch ihre stärkeren, dunkelbraun gefärbten Wedelstiele auffallende Form, die mit Vorliebe an alten Erlenstümpfen wächst, ist mir ein Varietätname nicht bekannt geworden.

Der weibliche Schildfarn (*Asplenium* s. *Athyrium filix femina* Roth) (Fig. 11) wird durch seine strichförmigen Fruchthäufchen in eine andere Gattung verwiesen wie die beiden letztgenannten Arten. Er hat auch einen ganz anderen, nicht so grobfaserigen Wurzelstock, und dieser wird durch zahlreiche, senkrecht eindringende Wurzeln im Boden befestigt, so daß er schwerer auszureißen ist. Bei jungen Exemplaren steht der Wurzelstock senkrecht und bildet einen kurzen Stamm, an dessen Oberende die Wedel sitzen wie bei einem Baumfarn. Der weibliche Schildfarn ist die Form der feuchten Waldteile, des Aulehms und des Moorbodens und ganz besonders der Grabenränder; Exemplare mit mehr als meterlangen Wedeln sind keine Seltenheit.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Bericht über die Senckenbergische naturforschende Gesellschaft](#)

Jahr/Year: 1912

Band/Volume: [1912](#)

Autor(en)/Author(s): Kobelt Wilhelm

Artikel/Article: [Der Schwanheimer Wald. 255-286](#)